

er wollte die neue wichtige Gemeinde nicht nur im Glauben stärken, sondern auch ihre Aufnahme in die Kirche Jesu gleichsam bestätigen.

Und wie bei den Aposteln, so hatten auch bei dem Diakon Philippus sichtlich Lehre und Wunderthaten einander ergänzt; sie wirkten mit vereinter Kraft auf Verstand und Herz der Samariter ein. Diese hören aus dem Munde des Philippos, daß Jesus von Nazareth, dessen Ruf ohne Zweifel auch bis zu ihnen gelangt war, zwar zu Jerusalem vor kurzem am Kreuze gestorben sei, daß Er aber durch Seine glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt Sich als Sohn Gottes erwieisen habe. Freilich neu und unerwartet ist ihnen diese Lehre; aber die Wunderthaten, die der hl. Diakon vor ihren Augen und an ihren Kranken verrichtet, bekunden klar und deutlich, daß nur im Namen Jesu auch für sie das Heil sein könne, in welchem Namen diese Großthaten ja geschahen. So kam es, daß die Samariter nicht nur glaubten, sondern die Nahrung und Freude erfüllt waren, weil auch ihnen nun das Heil widerfahren war durch Jesus Christus.

Nicht geringer als in Samaria, lieber Leser, war die Freude auch sicherlich in Jerusalem, als die Apostel vernahmen, welche gesegnete Aufnahme Philippos dort gefunden habe. Vielleicht erinnerten sie sich der Worte, die Jesus einst in der samaritanischen Stadt Sich zu ihnen gesprochen hatte: „Hebet eure Augen auf und sehet die Länder; sie sind weiß zur Ernte! Auch wer erntet, empfängt Lohn und sammelt Früchte zum ewigen Leben, auf daß sich miteinander freuen, wer da säet und wer erntet.“ In diesem Falle aber ist der Spruch wahr: ein Aenderer ist, der a säet, und ein Aenderer, der erntet! Ich habe euch gesagt, zu ernten, was ihr nicht bearbeitet habt; Andere haben gearbeitet, und ihr tretet in ihre Arbeit ein! (Joh. 4, 35-38.) Die Apostel freuten sich daher neidlos dessen, was der Herr durch Philippus in Samaria gewirkt hatte; — nun sollen die jungen Christen der Gnade des hl. Sakramentes der Firmung teilhaftig werden, das nur durch die unmittelbaren und höchsten Gesandten Jesu Christi gespendet werden konnte: Petrus und Johannes kamen nach Samaria, „beteten und legten (den jungen Christen) die Hände auf; und sie empfingen den Heil. Geist“ (8, 17). Darum sind auch heute noch, — abgesehen von außerordentlichen Fällen — die Bischöfe als die Nachfolger der Apostel, die Spender der hl. Firmung. Die Apostelgeschichte erwähnt allerdings nicht, ob außer der Handauflegung auch die Salbung von den Aposteln angewandt worden sei; jedenfalls sprechen eine Reihe uralter Zeugnisse dafür.

Wie ihr Name angeigt, ist die hl. Firmung das Sakrament der Stärkung. Die Taufe verleiht dem Menschen das übernatürliche Leben; wie sein Leib, so muß auch seine Seele mehr und mehr erstarken, denn er ist ein geborener Soldat unter der Fahne Jesu Christi; „ein Kriegsdienst ist das Leben des Menschen auf Erden“ (Job 7.) Das alte Israel ist sein lebendiges Bild: von den Ufern des roten Meeres, dem Grabe seiner Tyrannen, durchs wandert das Volk unter beständigen Kämpfen die Wüste, die es von dem Lande der Verheißung trennt. — Beim Christen ist es ähnlich: Aus dem Taufwasser aufgestiegen, in dem er von der Rechtschaffenheit des bösen Feindes erlöst wurde, muß er, um zu dem Himmel, dem Lande der Verheißung zu gelangen, die Wüste dieses irdischen Lebens, mit den Waffen in der Hand durchzuwandern. Der Kampf geht gegen die Feinde seines Heils, furchtbare Feinde, die Mächte des Bösen! Zu der hl. Firmung erhält der junge Christ nun die erforderliche geistige Wasserversorgung, um den Kampf, unter der Fahne Jesu Christi, siegreich zu bestehen; um mutig mit Wort und That seinen Glauben zu bekennen, getreu nach den

Satzungen desselben zu leben und sich dadurch den Eintritt in das ewige Land der Verheißung zu sichern.

„Toujours perdrix.“ (Alle Tage Rebhuhn.)

Kulinarische Glauberei zum Beginn der Hühnerjagd von Silvester Frey (Berlin).

In diesen Tagen werden die ersten Rebhühner auf den Markt und somit auch in die Küche kommen. Dadurch erhält jeder Tisch, an dem auf Wohlgeschmack und Abwechslung der Kost geachtet wird, eine ganz prächtige kulinarische Bereicherung. Es giebt in der That nicht so leicht ein Wildpret, das sich mit diesem an gastronomischen Vorzügen messen kann. Ein Kenner auf diesem Gebiet nennt es „klein und doch ausgiebig, zart und doch kräftig, fettreich und doch nicht fett, einen Königsbissen, der sich mit Ehren neben der Pécassine und selbst der Mittelschneffe sehen lassen kann.“ Der Wohlgeschmack des Rebhuhns ist dieser seiner Vorzüge wegen denn auch bereits in verhältnismäßig früher Zeit anerkannt worden und seitdem in Ehren geblieben.

Auf den Kostertafeln des Mittelalters scheint dies Wildpret die erste Würdigung gefunden zu haben. Es wurde dann zum Lieblingsgericht echter, wirklicher Gastrophilen, die es sich zum Teil sogar angelegen sein ließen, neue Schüsseln aus dem Rebhuhn zu „dichten.“ Zumal gekrönte Häupter wurden nicht müde, diesem Wildpret andauernd eine volle Zuneigung zu bewahren. Ludwig XIV. von Frankreich, ein ebenso großer Feinschmecker wie Viesleher, konnte kaum die Zeit erwarten, wo die ersten Rebhühner wieder auf dem Tisch erscheinen würden. Sein Urenkel und Nachfolger auf dem Throne ging in der Begeisterung für dies Wildpret vollends so weit, daß er am Herde stand und mit seinen höchstregenen königlichen Händen Rebhühner brät. Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich hatte eine so auf dies Wildpret geachtete Zunge, daß er sich dessen rühmen konnte: er wisse ganz genau herauszuschmecken, ob ein Rebhuhn auf der Jagd geschossen oder etwa in der Gefangenschaft getötet wurde. Sogar Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dieser sparsamste aller Monarchen, auf dessen Tisch im Allgemeinen nur die landläufige Hausmannskost kommen durfte, zeigte eine unerböhlene Vorliebe für diesen schmackhaften Bissen. Daß er übrigens auch durchaus veranlagt für Feinschmeckerei war, erhellt aus den subtilen Anordnungen, die er bezüglich der Zubereitung des betreffenden Bratens seinem Küchenbedientesten gegenüber traf. Außerdem wollte er ganz genau am Geschmack erkennen, aus welchem seiner Landesteile die Rebhühner, die man ihm auf den Tisch brachte, stammten: am höchsten schätzte er die aus Preußen, diesen näherten sich an Wert allenfalls die in der Mark Brandenburg vom Noth erlegten, während er auf die aus dem Westen kommenden, also aus seinen sonst so sehr geschätzten rheinisch-westfälischen Jagdgründen, gar nicht gut zu sprechen war.

Aber selbst wenn man vom Wohlgeschmack des Rebhuhns und im Zusammenhange damit von seinem Werte für Küche und Tisch absieht, bleibt es im Grunde ein schmucker, anmuthiger Vogel, der die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Naturfreundes im hohen Grade beanspruchen darf. Sein Tummelplatz ist am liebsten der wogende Aehrenwald mit dem Gestrüpp, womit der Feldrain bewachsen ist. Die fortschreitende Kultur, sowie die unwaidermännische Ausübung der Jagd, mit der die Pseudo-Nimrods dem niedlichen Thierchen zu Leibe gehen, tragen leider die Schuld, daß das Rebhuhn trotz seiner Vermehrungsfähigkeit von Jahr zu Jahr seltener wird. Schwarz in die Zukunft schauende Feinschmecker wollen deshalb schon im Voraus den Zeitpunkt bestimmen, wo dies Wildpret überhaupt nicht mehr oder höchstens um einen

verhältnismäßig hohen Preis käuflich sein wird. Man hat deswegen die Frage aufgeworfen, ob Rebhühner auch zuchtbar seien und wie man dies anzustellen habe, ohne daß darum das Fleisch derselben an Wohlgeschmack und dem köstlichen Aroma, das seine große kulinarische Ueberlegenheit bildet, Einbuße erleide. Versuche, die man anstellte, berechtigten in der That zu den besten Hoffnungen.

Das Verfahren selber ist so einfach wie nur möglich. Man verschafft sich Rebhühner, die entweder angekauft oder gesammelt werden, und legt sie sicher brütenden Haushennen unter. Am besten eignen sich hierzu die sogenannten asiatischen Schläge, also Cochinchina- oder Brahmaputra-Glücken. Die ausgebrüteten Küchlein werden in einen Aufzuchtgarten gebracht und recht sorgsam gefüttert. In der ersten Woche geschieht dies mit Ameisenwuppen, zu denen ein Gemisch von gelocktem Eiweiß und Schafgarbe, beides recht fein gehakt, hinzukommt. Während der zweiten Woche hat diese Fütterung fortzudauern; jedoch müssen die Tierchen, deren Appetit schon zugenommen, etwas mehr Mahlzeiten erhalten. In der folgenden soll das Futter nur Hirse bereichert werden, in der vierten bildet diese den Hauptbestandteil, während die Ameisenlarven höchstens das Dessert ausmachen. Mit dieser Kost wird fortgeföhren, bis die Tierchen die Freiheit erhalten. Inzwischen bietet ihnen der Garten, wo sich die herumtummeln, hinreichend Gelegenheit, hier eine Larve und dort ein Insekt aufzuspüren. So geübt sie fröhlich weiter, bis der August kommt. Dann setzt man die ganze Schaar mitamt dem Henne, die bisher ihre Führerin gewesen, in ein Feldrevier, das mit Feldhühnern besiedelt werden soll. Bedingung ist nur, daß die Vögel noch nicht abgeerntet sind, denn sonst würden ja die jungen Colonisten weder Schutz noch Fütterung vorfinden. Die Henne wird schon nach wenigen Tagen von hier entweichen und den Weg zum Menschen zurückfinden. Die jungen Feldhühner aber mit dem Drang zur Freiheit der ihnen angeerbt ist und instinktiv in ihrer Brust geschlummert hat, fühlen sich ganz wohl unter dem blauen Himmelsdome; sie zeigen nicht das mindeste Verlangen, zu dem Menschen, der sie in's Dasein gebracht und bisher unter seiner Obhut gehalten, heimzukehren.

Anders gestaltet sich natürlich das Leben desjenigen Rebhuhns, das seit dem Anbeginn seiner Tage den Aufenthalt in freier Natur gehabt. Dem Ei entschlüpft, folgt das Küchlein den Eltern mit jener Zuneigung, die ein rührender Zug im Familienleben wohl sämtlicher gesiedelter Geschöpfe ist. Im Alter von drei Wochen beginnt das junge Rebhuhn schon zu fliegen; wenn der Herbst kommt, ist es bereits völlig ausgewachsen und bildet alsdann den ledernen Bissen, den der Feinschmecker so wohl zu schätzen weiß. Freilich sind so junge Rebhühner auch verhältnismäßig teuer, zumal wenn sie in Sachsen oder Böhmen erlegt werden, also in den Jagdrevieren, die kulinarisch in dem Maße stehen, daß sie das feinste Wildpret dieser Art auf den Markt bringen. Auch die Reviere von Cahors in Frankreich genießen ein ähnliches Ansehen. Die Kochkunst selber schätzt Rebhühner im Allgemeinen um so höher, je jünger und je — frischer sie sind. Im August, wenn sie noch in dem ganz zarten Alter von sechs bis acht Wochen stehen, benötigt man sie in der „hühner“ Kochkunst, um aus ihnen die sogenannte Feldküchenwuppe herzustellen; einige Wochen später „reimt“ die Boesie der Küche aus ihnen die Königinwuppe zusammen; beides Gerichte von denen Gabs und Rosner, gewiegte Kenner auf gastrophilischen Gebieten, behaupten, daß sie imstande seien, in der Brust des Sterblichen die heftigste Neigung zum Lotteriespiel oder zur Falschmünzerei zu entzünden, da nur der Millionär die Mittel besitze sie öfter als einmal im Jahre für seinen Tisch zu erwahnen.

Dem Waidmann bereitet die Hühnerjagd ein sehr großes Vergnügen. Die klugen Tier-

chen freilich werden durchaus nicht gar zu leicht eine Beute des Rohrs, das ihnen den Garaus machen soll. Die Eitern nämlich, die an ihren Zungen mit größter Härlichkeit hängen, geben ununterbrochen Licht auf die Gefahren, die diesen drohen. Sobald sie nun eine wittern, lassen sie auch sofort den Warnungsruf erschallen. Die Küken kennen diesen genau und treffen darnach die Maßregeln. Wenn sie noch nicht zu fliegen verstehen, trachten sie pfeilschnell einen Schlupfwinkel zu erreichen, sei es, daß dieser aus hohem Gras besteht oder aus bereits abgemähtem Getreide. Dabei fällt es auf, wie gewandt sie darin sind, die Aufmerksamkeit desjenigen Tieres, von dem sie verfolgt werden, von sich abzulenken. Jeder Waidmann weiß, daß das Rebhuhn eine Witterung besitzt, die dem Hund sehr angenehm ist. Wenn dieser nun auf eine Kette jöhst, so steht zuerst der Hahn auf. Er fällt aber sofort wieder ein, einzig und allein in der Absicht, damit dadurch die Aufmerksamkeit des Hundes gereizt und nachgehalten werde. Der Hahn läuft also nur möglichst entfernt von seinen Zungen beständig hin und her, in dem Streben, den Verfolger dadurch irre zu leiten. Er sagt sich instinktiv, daß die Henne diese Zeit benütze und inzwischen die Brut in genügender Sicherheit bringen werde. Der geübte Waidmann erkennt eine solche Situation sofort. Wenn ihm daran liegt, daß sein Revier auch in Zukunft bevölkert bleibe, ruft er den Hund ab und hütet sich vorföhrlich davor, etwa die alten „oasjägerisch“ zu schreien und auf diese Weise die Jungen der Föhrung, der sie unbedingt bedürfen, zu betöuben. Denn damit würde er die noch unbeholfene Schaar sonder Zweifel dem sichern Verderben preisgeben.

Toujours perdrix: (alle Tage Rebhuhn)! Der raffinierte Feinschmecker bezeichnet damit kulinarisch den höchsten Grad des Wohllebens, das er sich überhaupt vor die Phantasie zu zaubern versteht. Wer etwa glaubt, daß die betreffende Küche auf die Dauer eintönig und demgemäß reizlos sein müsse, weil es ihr an Abwechslung fehlt, der irrt sich gewaltig. Die Kunst, deren Stötte das Herdfeuer ist, verjügt eben über eine stattliche Reihe von Gerichten, die sich gewissermaßen um das Rebhuhn kristallisieren, denn je nach dem Alter verlangt dies Wildpret eigentlich eine andere Verwertungsmethode. Vom September bis zum Januar erscheint es nach der Leberweijung der oben genannten Gewöhrsmänner, kunstgerecht gebröht und mit Speck unterbunden, hauptsächlich als Spießbraten im Weinblattmantel mit Champignons, mit Trüffel oder Parmesanfülle in seiner ganzen Glorie oder giebt gefüllt mit brauner Sauce, gedömpft mit Rosenkohl, mit Linsenbüree, mit Macaroni, mit Sauerkraut, mit Polenta, mit Reis, Rotkraut, Cardonen oder auch Karpfensauce, endlich als getrüffeltes Pastete oder in Gestalt lichtgelber Coteletten eine seiner unvergeßlichen Gastrollen, an denen man sich kaum oft genug erbauen kann. Im März endlich und überhaupt im höhern Alter zeigt es sich noch als Birree, als Kalmi oder als Hachis des Veiffalls und der Anerkennung würdig.

Die bürgerliche Küche kann sich selbstverständlich nicht Zeit nehmen, auf all die Unterschiede zu achten und die Zubereitung in der Küche mit dem Raffinement der höhern Kochkunst vorzunehmen. Sie begnügt sich damit, das Wildpret sorgfältig zu braten und höchstens die Sauce, damit sie kräftiger sei, mit einer entsprechenden Zuthat von Liebigs Fleisch-Extrakt auszustatten. Dagegen unterlasse man es niemals, beim Kauf von Rebhühnern auf die folgenden so oft erteilten und doch niemals genug zu beherzigenden Regeln zu achten: Ist gelb der Tritt des Huhns, gleich der Citrone, so ist's von diesem Jahre zweifelsohne, Doch rechne davon zwei auf einen Kopf, Sie werden Dir gar sehr gering im Lohf! Das Huhn mit Tritten, gelb wie Apfelsine, Vor allem Dir zum saftigen Braten diene;

Bei hellem, grauem Tritte, laß Dir raten, Ein halbes Stündchen länger es zu braten. Schaut dunkel schon des Huhnes Tritt und grau, So locht's vorm Braten erst die kluge Frau, Blaugraue Tritte, Schnabel beinahe' weiß, Rings um die Augen ein hellroter Kreis; Laß ab, umsonst sind Speck und Fett und Butter: Derart' ge Hühner schen! der Schwiegermutter!

Uebersicht.

Novelle von Anton Baer.

Das dritte Klängen, das den Abgang des Nachtzuges aus der Residenz signalisiert, erschallt, schon schrillt der Pfiff der Lokomotive und das Dampfroß macht bereits den ersten Ruck — da stürzt atemlos ein elegant gekleideter Mann über den Perron und springt mit einem gewaltigen Satz in einen Waggon zweiter Klasse. Ein mächtiges Puffen der Lokomotive und der Zug setzt sich in Bewegung. Schneller und schneller wird allmählich die Fahrt, in summenden Dröhnen entwickeln Qualm und Dampf dem Schloße und die Herzstücke der Weichen poltern unter den Rädern, aufatmend lehnte sich der soeben eingestiegene in den weichgepolsterten Sitz zurück und nimmt die blaue Brille ab, die seine Augen bedeckt. Prüfend betastet seine Hand den mächtigen blonden Vollbart, der ihm Kinn und Wangen umrahmt und von dem es uns eigentlich dünken sollte, daß er nicht recht mit dem so jugendlich erscheinenden Gesichte harmoniert.

Der Zug eilt an den Weichenlaternen vorbei, und so oft ein greller Blitz aus einer derselben den Reisenden ins Gesicht trifft, schließt er geblendet die Augen.

Da naht der Schaffner, die Karten zu revidieren und sofort paradirt die blaue Brille wieder auf der Nase und das Gesicht wendet sich soweit als möglich ab, um nicht von dem Lichte der Laternen beschienen zu werden. Durch die stille Nacht fliegt der Zug dahin und singt sein eintöniges Lied: „Ra—ta, ra—ta.“

Dem Passagier, der allein im Kopee geblieben ist, tritt der Schweiß auf die Stirne und perlt in großen Tropfen herab. Der Mann unterlegt der Rädermühl einen anderen Text, ein Wort, vor dem ihm schaudert. Und das Wort heißt: „Dieb!“

Gnadenlos und ohne Unterlaß dröhnt's ihm ins Ohr.

Er öfnet das Waggonfenster und lehnt sich weit hinaus, den kühlen Luftstrom, der ihm umweht, saugt er gierig in seine Lungen. Von der Maschine ströben die Funken und in wirbelndem Tanze trägt sie der Wind davon.

Droben aber im reinen Aether — da wandelt der Sterne unzählige Schar. Trost und Frieden strahlen sie in manches gequälte Menschenherz.

Doch nicht in d. s. des einsamen Reisenden, darin erweckt ihr Anblick vielmehr neue Angst und bleiche Furcht. Er gedenkt des gestrigen Abends — da war er noch ein unbescholtener Mensch, der jedem ohne Furcht und Zagen ins Gesicht blicken konnte, dessen Ehre nicht den leisesten Flecken anhwies.

Heute aber?

Eine furchtbare Scham vor seinem bessern Ich ergreift ihn, wenn ihn sein geistiges Auge die Geschehnisse des heutigen Tages noch einmal wiedererschauen läßt. Er legt die Hand vor die Augen, um das Schreckbild zu bannen — jedoch umsonst — fast greifbar zeigt sich ihm die ganze Szene — er sieht sich wieder vor dem offenen Geldschrank seines Chefs, sieht das Geld so verlockend gleißeln . . . !

Ein böser Dämon küsserte ihm zu. „Nimm, Deinem Herrn bleibt noch genug, der kann den Verlust verschmerzen. Dir aber ist der Weg zum Reichthum gebahnt. Die Genüsse des Erdenlebens stehen Dir offen. In seinen Fingern zuckt es, sie senken sich mit gierigem Griff und ein Päcklein Banknoten

von hohem Werte gleitet blitzschnell in seine Tasche.

Und dann entflieht er wie von Furiem gepeitscht, um in seiner Wohnung die Kleidung zu wechseln und 'einen falschen Bart, den er einst zum Spaß in seiner lustigen Gesellschaft gebrauchte, der aber heute dazu dienen muß, in Gemeinschaft mit einer blauen Brille einem gemeinen Diebe zur Flucht zu verhelfen, in seinem Antlit anzubringen.

Draußen blitzen die Telegraphendrähte in dem fahlen Mondenschein, riesigen Spinnwebgewebe sind sie vergleichbar. Ihm ist's als haßten die Raupen, die in lustigem Saufen draußen vorüberzuzuziehen scheinen, nach ihm.

„Fahr nur zu, durch uns zuckt der elektrische Funke und der ist schneller als der schnellste Zug. Wir halten Dich, wir lassen Dich nicht enttrinnen.“ so summen die Dröhte.

Wie ein Blitz leuchtet jetzt das Licht einer Distanzscheibe in das Auge und der Zug fährt in eine Station ein. Die Thür fliegt auf und ein großer, stattlicher Herr, dem Extérieur nach ein Grundbesitzer, tritt herein und nimmt dem Reisenden gegenüber Platz. Mit ruhigen Blicken betrachtet er diesen eine geraume Weile, bis diesem das unbehaglich wird und er sich scheinbar für das Studium der mondbelegten Zaubernacht vertieft.

Der Fremde scheint ein ganz besonderes Interesse für den Bart des Mitreisenden zu besitzen, denn er mustert ihn eingehend, als ob daran etwas ganz Besonderes zu entdecken wäre. Auch scheint er geistreichlicher Natur zu sein, da er mit den herkömmlichen Anfangspunkten einer Konversation, zwischen zwei völlig Fremden, die im Leben noch nie einander gesehen und wahrscheinlich auch nimmer sehen werden, eine solche in Fluß zu bringen sucht.

Wohl oder übel muß sich der andere, um nicht unhöflich zu erscheinen, dazu bequemen, von Zeit zu Zeit ein Wort oder eine Frage einzuzwerfen, obwohl er nicht dazu die geringste Lust verspürt und den ungeliebten Störenfried am liebsten zum offenen Waggonfenster hinausgeschleuderte.

Schließlich fragt ihn der noch, weiß Standes er eigentlich sei.

Der Defraudant gerät durch diese Frage in die größte Verlegenheit und giebt endlich nach einigem Stottern und Zögern die Erklärung ab, er sei Privatier und befinde sich gegenwärtig auf einer Vergnügungsfreise. — Um sich einigermaßen vor den ihm unangenehmen Fragen seines Gegeüber zu schützen, beschließt er, aus der Offensiv in die Defensiv überzugehen, d. h. anstatt sich befragen zu lassen, selbst zu fragen.

„Erlauben Sie, welchem Stande gehören Sie denn an?“ fragt er.

„Was glauben Sie wohl?“

„Wahrscheinlich sind Sie Gutsbesitzer.“

„I bewahre Gott,“ entgegnet der also Defrarierte mit seiner bis jetzt an den Tag gelegten Gemüthslichkeit, „da haben Sie aber weit vom Ziele gefehlt.“

„Nun, als was darf ich sie denn ansprechen?“

„Ich bin Polizeibeamter.“

Womentane Stille folgt dieser Auskunft. Aus dem Antlit des Fliehenden ist alle Farbe gewichen und es gelingt ihm erst nach mehreren Sekunden, sich dem tödlichen Entsetzen zu entziehen und Gleichmut und Ruhe zu heucheln.

„So, Sie sind Polizeibeamter? Reisen Sie dienstlich oder außerdienstlich?“

„Dienstlich. Ich will Ihnen sogar sagen, in welcher Angelegenheit. Aber Sie dürfen nicht verraten, was ich Ihnen anvertraue. Ich bin beauftragt, einen klüchtigen Dieb zu fangen, der die Kasse seines Herrn um einige Tausende erleichterte und nun die offene See zu gewinnen sucht. Er trägt einen falschen blonden Vollbart sowie eine blaue Brille und ich vermute, daß — Sie der Gesuchte sind.“

„Ein köstlicher Reisepaß, den man da er-
lebt.“ lachte der Erkrankte heiser auf. „Da
werden meine Bekannten sich amüsieren, wenn
ich ihnen erzählen werde, daß ich auf meiner
Reise für einen stöckweise verfolgten Dieb
gehalten wurde.“

„Mein Verdacht kann ja allerdings grund-
los sein. Durch Vorzeigen Ihrer Legitima-
tionspapiere vermögen Sie denselben übrigens
leicht zu entkräften.“

„Gut, meine Papiere befinden sich in meinem
Reisegepäck, in der Endstation werde ich Ihnen
selbe zur Einsichtnahme unterbreiten.“

„Schön, doch vorderhand möchte ich mich
überzeugen, ob Ihr prächtiger Bart auch echt
ist. Sie erlauben schon, nicht wahr?“

„Mit diesen Worten greift er nach dem
blonden Barte seines Gegenübers und ohne
daß dieser es verhindern kann, reißt er ihm
den Bart herab.“

„Aha, ich dachte mir's, daß ich auf der
richtigen Spur bin, sogar die Narbe am Kinn
stimmt,“ ruft triumphierend der Polizist.

„Nun ist alles verloren, die Freiheit, das
gestohlene Geld — so sagt sich der Ertrappte.“

„Doch vielleicht bleibt noch ein Ausweg —
am Ende ist der Beamte bestechlich — her-
los scheint er durchaus nicht zu sein.“

„Herr,“ jammerte der Defraudant, „machen
Sie mich nicht vollends unglücklich. Haben
Sie Erbarmen mit mir und lassen Sie mich
entkommen!“

„Ich bedaure beim besten Willen nichts
für Sie thun zu können. Ich bin Familien-
vater, mein Gehalt ist durchaus nicht glänzend
und ich kann daher den Preis, der auf Ihre
Dingfestmachung ausgesetzt ist, recht gut ver-
wenden. Und schließlich darf ich auch auf ein
bedeutend schnelleres Avancement hoffen. Und
auf alle diese Vorteile sollte ich aus reinem
Mitleide mit Ihnen verzichten? Sie sind
doch sehr naiv, junger Mann!“

„Aus diesen Worten glaubt der andere frische
Hoffnung schöpfen zu dürfen.“

„Wohlan,“ sagt er und zieht die Brief-
tasche hervor, die das gestohlene Gut birgt.
„Dreitausend?“

„Bedaure, das ist viel zu wenig, wenn ich
schon auf Ihren Vorschlag eingehen wollte.“

„Viertausend . . . fünftausend . . . sechs-
tausend?“ so fliegen die Gebote in rascher
Folge.

„So kommen wir zu keinem Ziele,“ unter-
bricht ihn plötzlich der Polizist. Dabei nimmt
er dem Verwundeten die mit Wertpapieren voll-
gepackte Brieftasche aus der bebenden Rechten
um sie hütenden Blickes zu durchmustern.

„Hier haben Sie tausend Mark — die
reichen zur Reise über den Ozean, das andere
behalte ich nur als Lösegeld für Ihre werthe
Person. — Sie werden sich doch nicht geringe-
taxieren wollen? — Entweder Sie erklären
sich mit meinem Vorschlage einverstanden oder
Sie sind verhaftet.“

„Mit diesen Worten steckte er die Tasche zu
sich, während dem Defraudanten nichts an-
dres übrig bleibt, als die gemachte Propo-
sition anzunehmen.“

Da fährt der Zug in eine Station ein.

„Es wird wohl das Beste für mich sein,
hier auszusteigen, nachdem unsere kleine ge-
schäftliche Angelegenheit in der besten Weise
erledigt ist. Genehmigen Sie die Versicherung,
daß es mir ein Vergnügen war, Sie kennen
zu lernen. Bevor ich scheide, möchte ich Ihnen
jedoch einen freundschaftlichen Rat geben, den
Sie für die Zukunft beherzigen wollen. Sollten
Sie . . . hm . . . wieder einmal in einer
solchen Angelegenheit reifen, dann hüten Sie
sich vor falschen Bärten, denn derlei Dinger
können vor keinem nur einigermaßen scharfen
Auge bestehen. Zudem hat ja auch manch
anderer in derlei Geschichten ein wenig prä-
fiziert. Nur durch den falschen Bart kam ich
zu der Vermutung, daß es mit Ihnen nicht
so ganz richtig sein dürfte und verfiel auf den
Gedanken, ein wenig ins Blaue hinein zu
operieren. Siehe da — die Sache lieferte
ante und durchaus nicht erhoffte Früchte. Ich

will nun mein Inkognito Ihnen gegenüber
aufgeben und Sie damit vertraut machen,
daß ich selber von Ihrem oder wenigstens
von einem recht nahe verwandten Geschäfts-
zweige und nur etwas erfahrener als Sie
bin. Na trösten Sie sich, es fällt kein Meißer
vom Himmel, auch Sie werden mit der Zeit
famos arbeiten, Talent ist vorhanden, das
haben Sie bewiesen . . . also leben Sie herz-
lich wohl . . . Herr Kollege!“

„Mit diesen höhnischen Worten ergreift der
Gauner sein wenig umfangreiches Gepäck, um
das Kupee zu verlassen.“

„Schuft, Gauner, ich will mein Geld zu-
rück,“ schreit der Betrogene wild auf, der zu
spät zur Einsicht gelangt, daß er sich durch
einen verwegenen Gauner ins Hochhorn jagen
und um seinen Raub bringen ließ.“

„Bitte, keine Komplimente,“ unterbricht ihn
der Verwegene in kaltem Tone, sie beruhen
auf Gegenseitigkeit und es ist darum wohl
nicht nötig, solche Artigkeiten auszutauschen.
Machen Sie lieber keinen Ärger, damit nie-
mand aufmerksam wird und die ganze An-
gelegenheit, die sich bis jetzt Dank Ihrer
Vernünftigkeit so glatt abwickelte, nicht noch
einen für Sie recht unangenehmen Abschluß
erhält. Bedenken Sie, daß in jedem Falle
der Vorteil auf meiner Seite ist, da mir die
Ausrede bleibt, einem Dieb mit List seine
Beute abgejagt und ihn dem strafenden Arme
der Gerechtigkeit übergeben zu haben. Ja,
ich werde so wahrscheinlich noch dafür belohnt
werden.“

„Zwei Minuten Aufenthalt,“ ruft der
Schaffner.

„Mit höflicher Verbeugung steigt der kluge
Gauner aus, um im Dunkel der Nacht zu
verschwinden.“

Der Zug aber donnerte weiter und in dem
Gehirn des Leberlasteten lebt der einzige Ge-
dante: Wird es ihm gelingen, der Strafe zu
entgehen oder wird man ihn in dem Augen-
blicke, da er seinen Fuß auf die Planken des
rettenden Schiffes setzen will, erkennen und
verhaften?

Alexei.

* Schlaueit der Diebe. Ein der edlen
Kunst der Diebe als schlau und gewandt bekannter
Polizei-Inspektor hatte erfahren, daß an einem
bestimmten Abend um 11 Uhr ein Juwelierladen
durch Einbruch bestohlen werden sollte. Er besprach
sich mit dem Besitzer, und alles ging an dem Abend
in dem Hause seinen gewöhnlichen Gang. Um 10
Uhr schlüpfte der Inspektor ins Haus und setzte
sich ruhig in den Laden, um die Diebe zu erwarten.
Nach einer Stunde klopfte es erst ganz leise, dann
stärker an das Schaufenster, und eine Stimme
fragte von außen geheimnisvoll: „Herr Inspektor,
sind Sie drin?“ Der Inspektor schweig vorichtig;
aber die Frage wurde mehrmals dringender und
ängstlicher wiederholt, so daß er endlich ans Fen-
ster trat und leise sagte: „Ich bin hier.“ „Danke
herzlich,“ sagte die Stimme draußen: „dann muß
ich es mal anderswo versuchen!“ Es war der
Dieb, den der Inspektor so selbst gewarnt hatte.

* Er kennt ihn. Student Bummel ist bei
seinem Freund, einem jungen Rechtsanwält zu
Hochzeit eingeladen. Als Geschenk überreicht er
eine prachtvolle Pendule, die der Bräutigam er-
freut, aber einigermaßen erstaunt entgegennimmt.
Im Laufe des Tages wird er auch von diesem bei
Seite genommen. „A propos, Bummel, wenn Du
mal wegen der Pendule verlagst wirst, übertrage
mir die Sache!“

* Stillblüte. (Aus einem Zeitroman.) . . .
Emil kam es bei seiner demokratischen Gesinnung
gar nicht darauf an, einen Dreißigkämpfer und
eine Gräfin in denselben Topf zu werfen.“

* Bei der Lektüre des „Tell“. Gouver-
nante: Was ist ein „Landammann“. — Edy: „Der
Mann einer Landamme.“

* Aus der Fischstunde. Wurm: . . .
Und der Katier hat gesagt: „Ich hasse den Fiskus!“
Darf man da denn trotzdem guter Patriot noch
weiter „pro fisco“ trinken?“

* Gleiches Resultat. Junger Arzt: „Ich
lasse alle meine Patienten radein — da gehen in
einer größeren Familie die Verletzungen bald gar
nicht aus!“ — Kollege: „Dazu bin ich zu ehrlich;

ich verbiete im Gegenteil das Besockeln und hab'
trotzdem immer zu thun. Meine Patienten werden
ja doch zur rechten Zeit von den Andern über-
fahren!“

* Ein schöner Traum. Süßel: „Was ist
Dir denn passiert, Bummel, daß Du so beglückt
d'reinschaust?“ — Bummel: „Ich habe einen wun-
derschönen Traum gehabt: Trinte da im Hofbräu
zehn Krügel und wie's zum Zahlen kommt, wache
ich auf!“

* Eine Frage. Ben Aliba sagte einmal:
„Alles ist schon dagewesen? Hat er schon eine
Wasserhose mit Bügelsalten gesehen?“

Fein unter schieben. Sie müssen doch sehr
viele Feindinnen haben, Komteje, weil gar so viel
Böses über Sie geredet wird? — „Freundinnen
wollen Sie wohl sagen?“

Lösung der Stataufgabe in Nr. 34.

Kartenverteilung:

B.: Treff 10, 8, 7; Coeur König, Dame, 9, 8, 7;
Carreau As, König!

M.: Treff As, König; Pique 10, König, 9, 8, 7;
Carreau 9, 8, 7.

S.: Treff, Pique, Coeur, Carreau Ruben; Treff
Dame, 9; Pique As, Dame; Coeur As, 10.

Spiel:

1) B. Coeur Dame, M. Treff As, S. Coeur 10
(—24.)

2) M. Pique König, S. Pique As, B. Treff 10
(—25.)

3) M. Coeur König, M. Treff König, S. Coeur As
(—19.)

4) M. Pique 10, S. Pique Dame, B. Carreau As,
(—24.)

Die Gegner haben somit 9 Augen, jedoch der
Spieler nur noch bis 28 kommen kann.

Somnyme.

Nich leset ihr.
Still nahest mir
Im Waldbrevier
Der Jäger sich.
Ihr geht durch mich,
Lobt meinen Strich
Und schließt mit mir.
Auch glänzt ich schön
In Vollenhöhn
Wald hier, bald dort.
Doch was ich bin
In jedem Sinn:
Umstößt ein Wort.

Wuchhaberkästel.

D D D
D D D
D D D
D D D
D D D
D D D
D D D

„Auflösungen der Kästel aus voriger Nummer:

Charade: Eigenliebe. — Magisches Zahlen-
Quadrat:

31	5	3	25
17	11	14	23
9	19	21	15
7	29	27	1

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 28. August. Augustinus. • Dominika-
nerkloster: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt,
1/3 Besper, 7 Uhr Segensandacht. • Ursu-
linen: 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr
Andacht mit Segen.

Dienstag, 29. August. Johannes Enthauptung. •
St. Andreas: 1/10 Messe für die Verstorbe-
nen der Solidarität.

Mittwoch, 30. August. Rosa von Lima, Jungfrau.
• St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Dank-
gottesmesse. • Dominikanerkloster: Rosa von
Lima aus dem Orden des hl. Dominikus. Mor-
gens 9 Uhr feierl. Hochamt, 1/3 feierl. Besper
und um 7 Uhr Segensandacht. • Kar meli-
teuskloster: Dritter St. Josephs-Mittwoch.

Donnerstag, 31. August. Paulinus, Bischof.
Freitag, 1. September. Magdalen, Abt.

Samstag, 2. September. Stephan, König von
Ungarn. • St. Lambertus: Morgens 1/6
Uhr Segensmesse.